

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **1 (1933-1934)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fritz Ernst und das historische Bildnis

«Iphigeneia und andere Essays»¹

Breviloquenz ist die literarische Form, deren sich Fritz Ernst bisher ausschließlich bedient hat. Sie ist eine Abbeviatur der Wissenschaft, und das heutige Geschlecht bedarf ihrer, will es anders noch teilnehmen an den epischen Gastmählern der Fachdisziplinen.

Für Fritz Ernst bedeutet diese Form keinen Zwang, sondern eine angeborne Lust. Ich glaube, unter den Waffen liebt er das Florett. Vor genau zehn Jahren entstand sein kleines Buch «Der Klassizismus in Italien, Frankreich, Deutschland». Es war gebaut aus lauter geschliffenen Polyedern von Satzkristallen, in welche mit magischer Kraft fast ein Übermaß von Inhalt gebannt war.

Die Geschichte ist indessen keine Mathematik und verabscheut die Formel. Je glänzendere Strukturlehren des geschichtlichen Geschehens uns die letzten fünfzehn Jahre gebracht haben, um so weniger fanden wir an ihnen Geschmack. Die Geschichte gehört zu den Wissenschaften vom Organischen und es gibt nur eine gültige Abbeviatur eines Zeitalters: der Mensch, der es erlebte. Er ist das fleischgewordene Paradoxon des Lebens. Breviloquenz der Geschichtschreibung heißt Biographie.

Wenn Fritz Ernst in den letzten Jahren das historische Porträt mit einer Sorgfalt gepflegt hat, die ihm Bewunderung eintrug, so steht er damit nicht allein. Die Biographie hat sich allgemein als diejenige Form erwiesen, in der unser Zeitalter sein legitimes und gesteigertes Bedürfnis nach Geschichte mit Vorliebe befriedigt. Wir schreiben diese Zeilen, um auf denjenigen Punkt hinzuweisen, der die historische Bildniskunst Fritz

Ernsts von der üblichen Biographik unsrer Tage unterscheidet.

Fritz Ernst ist kein Psychologe. Wir glauben ihn damit als Historiker zu loben. Psychologie ist unser tägliches Brot, von dem aber nicht jedermann satt wird. Wir wollen nicht behaupten, daß dieser Autor nicht eine seelische Einfühlungsgabe und ein psychologisches Wissen besitze, das ihn gerade unter Historikern auszeichnet. Er besitzt aber mehr als das, nämlich ein Wissen um die geistige Form, die über dem Psychologischen steht. Der historische Romancier, der Liebling seiner Leser, reduziert mit Behendigkeit alle Historie auf Psychologie. Die Geschichte wird ihm Dekor und Szenerie zur Ausbreitung von Einzelschicksalen, Wechselfällen und Seelenkrisen von Persönlichkeiten, die uns unberührt lassen dürften, trügen sie nicht ihren historischen Namen. Das ist indessen keine Geschichtschreibung, sondern zuweilen eine einträgliche Indiskretion.

So sehr Fritz Ernst das Wort von der *pianta uomo* liebt, so weiß er doch, daß sie nicht um ihrer selbst willen blüht, sondern einem Organismus angehört, der je nach dem Fall, Familie, Stadt, Volk, Kultur heißen kann. Auf ihn bezogen ist der Einzelne Organ. Die Auseinandersetzung des Persönlichen und Psychologischen mit der Funktion und dem Dienst, den sich ein Individuum wählt, macht erst das Ganze seines Lebens aus. Der einzelne kann an seiner Funktion zerbrechen und stets von neuem untergehen: das ist Pestalozzi. Er kann mit ihr als Mensch identisch werden und sie erfüllen, als wäre alles selbstverständlich: das ist Goethe. Auf dem Spannungsfeld zwischen diesen zwei Mög-

¹ Schriften der Corona VI, R. Oldenbourg, München-Berlin-Zürich 1933, 163 Seiten.

lichkeiten bewegen sich die Figuren, denen Fritz Ernst seine zeichnende Hand und seinen Griffel leiht.

In Griechenland hat sich zum ersten Mal eine Haltung und Form des Lebens ausgebildet, mit welcher der Menschenname auch heute noch verbunden bleibt. Seither sind Katastrophen und Wandlungen geschehen, aber nie ist ein völliges Vergessen der geforderten Größe, nie ein völliges Abreißen der Erinnerung an frühere Haltung im Wettstreit der Generationen eingetreten. Nichts bringt uns das eindrucklicher zum Bewußtsein als das Stück, mit dem unsere Sammlung von Essays beginnt, und das ihr den Namen leiht: Iphigeneia. Die schwesterliche Priesterin wandelt hier durch die Jahrhunderte, von der attischen Skene zu der Bühne Racines und zum Theater Goethes. Eine rührende Verleiblichung desselben schwesterlichen Eidolons beschließt die Reihe des Bändchens: Wilhelmine Bardua, nicht die Miniaturenmalerin, sondern diejenige, die im Tagebuchvermerk Goethes nach dem Besuch des Paares jeweils «die Schwester» heißt. Wenn die beiden berühmten Platter früher Fritz Ernst veranlaßten, eine der schönsten Erfüllungen der Beziehung des Vaters zum Sohn zu zeichnen, so gibt ihm der unberühmte, jüngere Thomas Platter, der Englandfahrer, jetzt Gelegenheit, eine andere Funktion zu zeigen: die Sorge des älteren Bruders für den jüngeren. Diese wie die übrigen Gestalten der Reihe stehen unter dem wechselnden Licht einer doppelten Polarität, die das bisherige Gesamtwerk von Fritz Ernst bestimmt. Die kulturelle Norm, die wir uns im Bild der Antike geschaffen haben, tritt dem autochthonen Leben der modernen Nationen entgegen. Dies war das Thema des Werks über den Klassizismus; es begegnet uns in reinsten Spiegelung wieder als Bildnis des Conrad Gessner, des Zürcher Botanikers. Johann Jakob Blumer, der Glarner Chorherr, steht im Zeichen der zweiten Polarität: Schweiz - Europa. Auch diese hat eine zusammenhängende Darstellung erfahren in Fritz Ernsts Publikation vom vergangenen Jahr: Die Schweiz als geistige Mittlerin. Der Chorherr Blumer ist die strahlendste Miniatur zu jenem Buch. Sie zeigt in

heller, gelöster Technik einen Typus, der die Schweiz gleichsam repräsentiert: den vornehmen Herrn auf dem Lande. Wie die Bibliothek des weitgereisten Appenzeller Arztes Laurenz Zellweger in Trogen für Europa von Bedeutung wurde, indem sie den Anstoß gab zu Bodmers Übersetzung des Verlorenen Paradieses, so lebt die Büchersammlung des Glarner Chorherrn weiter im Namen des Urvogels, den die moderne Welt nach dem Protektor des Entdeckers nennt: Protornis Blumeri.

Genug des Allgemeinen! Neben der Reproduktion eines Oelbildes, in welchem der Urner Maler Diogg den Chorherrn verewigt hat, schmückt ein keckes Knabenprofil aus Lavaters Physiognomik das Bändchen der Corona. Die Geschichte Peter im Baumgartens, die zu nachdenklicher Besinnung über die Erziehungsweisheit eines großen Jahrhunderts anregt, konnte von Fritz Ernst heute zum erstenmal im Zusammenhang gesehen werden, bedurfte es doch zur Kombination der weitverstreuten Elemente des Zusammentreffens gerade derjenigen Kennerschaften, welche dieser Autor vereinigt.

«Der liebe Gott steckt im Detail.» Auch in diesem Bildnis Peters hätte Aby Warburg, der tief sinnige Erforscher bedeutender Nebensachen, seinen Spruch bestätigt gefunden.

Was über Hamann, Karl Philipp Moritz, Friedrich Schlegel, David Ferdinand Koreff, Therese Heyne in dem Bändchen gesagt wird, müssen wir dem Leser zu erfahren überlassen. Die zwölf Gestalten, deren Porträts die Sammlung ausmachen, gehören alle, unter dem Gestirn der humanistischen Erinnerung lebend, dem heimatlichen Boden der Schweiz und dem Kreise Weimars an.

Wir wissen, welche mitbauende Kraft die Lebensbeschreibungen Plutarchs für drei Jahrhunderte französischer und englischer Nationalgeschichte bedeutet haben. Was uns ein schweizerischer Plutarch sein könnte, spüren wir beim Lesen dieser Biographien. Mag uns der große Grieche heute ferne gerückt sein, einer seiner bedeutendsten Verehrer hat ein Wort geprägt, das dem kleinen Band, von dem hier

die Rede war, und der seinerseits im Schatten des Boeotiers steht, als Motto dienen könnte. In seinen «Literarischen Bildnissen» sagt Sainte-Beuve: «Ce serait encore une gloire, dans

cette grande confusion de la société qui commence, d'avoir été les derniers des délicats. — Soyons les derniers de notre ordre, de notre ordre d'esprits.»

Werner Kaegi.

Racine - Renaissance

Da wir längst nicht mehr im Prozeß der Umwertung, sondern vielmehr der Entwertung fast aller Werte stehen, soll um so weniger vergessen werden, auf alle Zeichen der Erhaltung und Erneuerung sorgfältig zu achten. In diesem Sinne ist die seit Jahren sich im deutschen Sprachgebiet vollziehende Renaissance Racines, des größten Tragikers der Romania, besonders verheißungsvoll. Dürfen wir doch sogar hoffen, binnen kurzem Racines Meisterwerke in einer deutschen Meisterübersetzung zu besitzen — bereits hat Bremen die lieblichste Tragödie, *Bérénice*, in R. A. Schröders Versen aufgeführt. Hier haben wir nur der Pflicht zu genügen, einen wissenschaftlichen Beitrag zur Deutung des französischen Dichters anzuzeigen. Das Märzheft von Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen enthält Theophil Spoerris gehaltvollen Aufsatz über *Trieb und Geist bei Racine*. Mit feiner Intuition spürt der Verfasser die dämonischen Geheimnisse auf, die der alexandri-

nische Faltentwurf so gut zu verbergen weiß; mit guten Gründen zerstört er die Legende vom mühelosen Gleichgewicht jener großen Seele; mit steigender Klarheit baut er einen neuen, leidenden und überwindenden Genius vor uns auf. Man kann grundsätzlich an einem streng gefaßten Harmoniebegriff bei Racine festhalten und doch die überraschend eindringliche Entwicklungskurve, wie sie Theophil Spoerris Analyse aufweist, lebhaft begrüßen: bildet doch des Dichters frühe Lossagung von der Dichtung das eigentliche Blutzugnis für das uns dargelegte Phänomen. Wir setzen die letzten Sätze der angezeigten Abhandlung hieher als schönste Erläuterung ihrer These: «Wenn sich die Linien des Daseins nicht im Endlichen treffen, dann bleibt die menschliche Existenz zum Unendlichen offen. Der hereinbrechende Schein der Ewigkeit webt um die Gebrochenen eine Glorie, die tröstlicher strahlt, als alles Licht diesseitiger Erfüllung.»

F. E.

Anthologie auf das Jahr 1782

Der dreiundzwanzigjährige Schiller veröffentlichte 1782, mit Hieben auf einen anthologisierenden Rivalen, eine eigene Anthologie auf das Jahr 1782. Sie stellte weder den Ausdruck einer hochbegabten Gruppe, noch überhaupt einen besonders sorgfältig gebundenen Strauss dar — sie war in der Hauptsache bloß der lyrische Erguß des jungen Dichters. Nicht ganz grundlos bezeichnete der anonyme Herausgeber im polemisierenden Vorwort sich als Sibiriaten und als Druckort Tobolsk. Nicht ganz zufällig findet das Gefühl für das Kolossale in einem russischen Versteck seine Befriedigung. Die Töne, die in diesem Büchlein Schillers Mitarbeiter anstimmen, kommen freilich nicht auf

neben seinem eignen leidenschaftlichen Gesang. Hören wir hier doch — um nur diese wenigen zu nennen — seine gewaltigen Oden an Laura, auf die Kindsmörderin, die Schlacht... Julius Petersen, der kundige Veranstalter einer uns vorliegenden Faksimile-Ausgabe der Anthologie (Stuttgart 1932 in der Metzlerschen Verlagsbuchhandlung) mochte denken, der ewige deutsche Sturm und Drang werde auch heute nicht fühllos bleiben unter dem Eindruck jener dröhnenden Rhythmen. Und in der Tat nimmt der Leser nicht ohne Bewegung ein lyrisches Bekenntnis entgegen, das nach hundertfünfzig Jahren nichts von seiner Dämonie eingebüßt hat.

F. E.

Fliegende Führer durch Schweizerische Museen

Wir kommen an dieser Stelle mit einem Vorschlag, der uns lange beschäftigt und von dem wir glauben, daß er mit Leichtigkeit durchgeführt werden kann und in jedem Fall von großem Nutzen sein wird. Man betreibt gegenwärtig mit kluger Umsicht und mit großem Eifer die Inventarisierung der Kunstdenkmäler der Schweiz. Staat, Kanton, Gemeinden und Private geben zu diesem Zweck bedeutende Geldmittel aus. Und das ist auch ganz in Ordnung. Aber damit, so scheint es uns, ist noch nicht alles getan. Wir denken an eine andere Arbeit, die noch unternommen werden muß und die von verwandter Bedeutung ist, ja, der in einem gewissen Sinn — für unsere Gegenwart — eine noch größere Wichtigkeit zukommt. Die einzelnen Museen der Schweiz geben ihre mehr oder weniger ausführlichen Museumskataloge heraus. Aber keines dieser Museen besitzt, wenn wir richtig informiert sind, einen eigentlichen Führer, womit wir einen Katalog mit Beschreibungen jener Art meinen, deren klassisches Vorbild wohl für lange Zeit der «Cicerone» von Jacob Burckhardt sein wird. Diese Aufgabe, die bedeutend und reizvoll zugleich ist, könnte für die ganze Schweiz in der folgenden Art unternommen werden. Die Konservatoren der einzelnen Museen der Schweiz geben die wesentlichsten Werke der Vergangenheit und der Gegenwart an, die sich in ihrem Museum befinden. Die Liste dieser Werke, die dann immer noch ergänzt werden kann, ermöglicht es, mit Umsicht den Gesamtplan zu fördern, der darin besteht: die Kunst-

historiker und Kunstschriftsteller der Schweiz schreiben nach ihrer besondern Veranlagung, Neigung und Befähigung die Texte von einem bestimmten Umfang, die diese Kunstwerke historisch einordnen, stilgeschichtlich darlegen und ihrem künstlerischen Gehalt nach charakterisieren. Wir haben die Überzeugung, daß in der Schweiz, die in der Gegenwart eine Erscheinung von der überagenden Bedeutung Wölfflins hervorgebracht hat, die schriftstellerischen und pädagogischen Begabungen, die solchen Aufgaben gerecht zu werden vermögen, nicht selten sind. Diese Texte, von der Reproduktion des Kunstwerkes, dem sie gelten, begleitet, werden an den Kassen oder Kartenverkaufsstellen der Museen aufgelegt und gegen einen bescheidenen Preis, der die Herstellungskosten deckt, an die Besucher verkauft. Wir möchten dabei auch noch auf etwas anderes hinweisen. Wenn man das Format dieser fliegenden Führer für alle Museen gleich wählt — wir denken an Doppelblätter mit einer Seite Reproduktion und drei Seiten Text — so können diese Einzelblätter später zu einem Band vereinigt werden, der übrigens je nach den Ansprüchen vergrößert und ergänzt werden kann: der aber in jedem Fall — und damit kommen wir auf den entscheidenden Grund, der uns zu diesem Vorschlag veranlaßt — volkserzieherisch für die Schweiz eine große Bedeutung haben wird. Wir hoffen, daß unser Vorschlag an den maßgebenden Stellen Sympathie findet.

Gotthard Jedlicka

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion und Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855

Druck: Gebr. Fretz A.G. Zürich
